

Anzeigen und Besprechungen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **130 (2018)**

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pauli, Pascal: Klosterökonomie, Aufklärung und «Parade-Gebäude». Der Neubau des Klosters Muri im 18. Jahrhundert (Murenser Monografien 1). – Zürich: Chronos 2017. – 319 S., ill.

Mit der ersten Monografie aus den Schriften der Stiftung «Geschichte Kloster Muri» legt Pascal Pauli seine Dissertation zum spätbarocken Neubau des Klosters Muri vor und untersucht dessen soziale, kulturelle und ökonomische Voraussetzungen.

Er nimmt dafür ein Jahrhundert Anlauf. 1701 erhob der Kaiser das Kloster Muri zur Fürstabtei. In den Jahren danach machte Abt Plazidus Zurlauben das Titularfürstentum zu einem echten Fürstentum, indem er ein reichsunmittelbares Herrschaftsgebiet aufbaute. Hierzu kaufte er von kapitalbedürftigen Reichsrittern einige kleine Herrschaften im Ritterkanton Neckar-Schwarzwald, zuerst 1706 die Herrschaft Glatt, 80 km nördlich von Schaffhausen. Der Aufbau der Territorialherrschaft band die Ressourcen des Klosters. Es wandte nicht nur wesentliche Mittel für den Kauf auf, sondern investierte danach in Gebäude und Betriebe, die die Vorbesitzer vernachlässigt hatten. In dieser Zeit war an einen Neubau in Muri nicht zu denken, und er war auch nicht nötig, hatte man doch unlängst renoviert. Während andere Klöster gleich nach Erhalt der Reichsunmittelbarkeit grandiose Neubauten verwirklichten, konnte Muri nicht daran denken, sondern musste erst seine reichsunmittelbare Herrschaft erwerben und konsolidieren.

Nachdem die Expansion bereits um 1718 ins Stocken geraten war, legte Muri überschüssige Mittel in Darlehen an, etwa an das Haus Fürstenberg. Nun sprudelten die Einnahmen: Die Zinsen aus diesen Darlehen sowie die Erträge aus den Stathaltereien am Neckar, zudem die guten Einkünfte aus den Ämtern Sursee und Bremgarten sowie aus der Klosterdomäne Muri generierten im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts einen Überschuss von jährlich mehreren Zehntausend Gulden. Aus den ökonomisch kümmerlichen Besitzungen im Thurgau kam derweil kaum etwas. Pauli weist nach, dass der 1789 begonnene Neubau des Klosters mit diesen Überschüssen finanziert wurde, ohne dass sich das Kloster einschränken musste.

Unklar bleibt bei der Lektüre, ob Muri nicht früher finanziell für einen Neubau bereit gewesen wäre. Tabellen über Einnahmen und Ausgaben sind dem Werk nur für die Zeit ab 1776 beigelegt; gaben die Quellen nicht mehr her? So baute Muri erst, als in Süddeutschland der Bauboom zum Erliegen gekommen war. Die Frage zum Warum der Retardierung stellt sich noch in anderer Hinsicht: Welche kulturellen und sozialen Faktoren führten dazu, dass Muri noch weitgehend barock baute, nachdem

im süddeutschen Raum die klassizistischen Formen früher und deutlicher Einzug gehalten hatten?

Als die Helvetische Revolution ausbrach, waren erst der monumentale Ost- und der Südtrakt aufgeführt. Ein Westtrakt und ein verbindender Flügel wurden nie gebaut. Auch den Innenausbau nahm der Konvent vorerst nicht in Angriff. Bis 1805 stellte ein Novizenverbot die Existenz des zeitweilig staatlich verwalteten Klosters in Frage, und erst 1810 klärte sich, dass Muri weder als Standort für ein bischöfliches Priesterseminar noch für ein kantonales Gymnasium in Frage kam. Nur zögerlich nahm der Konvent danach einzelne Gebäudeteile in Betrieb, ohne dass er den Neubau je ausgelastet hätte, neben dem er weiterhin die eigentlich zum Abbruch vorgesehenen Altbauten nutzte.

Zu den bemerkenswertesten Erkenntnissen der Arbeit – neben jenen zur Überschusswirtschaft – zählt, wie wenig Motivation das Kloster im 18. Jahrhundert zeigte, sich in Wissenschaft und Bildung zu betätigen. Die Äbte kauften nur wenig Bücher, schickten kaum mehr junge Konventualen an Universitäten und liessen die Gelegenheit verstreichen, nach Aufhebung des Jesuitenordens deren Kollegium in Luzern zu substituieren. Die Bibliothek von Beat Fidel Zurlauben aus Zug ging mit Vermittlung Muris an St. Blasien, obwohl sie die bereits im Bau stehende neue Bibliothek in Muri zweifellos bereichert hätte. Pauli hält denn auch die Enge und Baufälligkeit der alten Bibliothek für ein vorgeschobenes Argument für den Neubau. Nach seiner Ansicht ging es dem Konvent mit dem monumentalen Gebäude vornehmlich darum, die Überschüsse aus der Ökonomie einzusetzen, für jeden Bereich der klösterlichen Tätigkeiten etwas mehr Raum zur Verfügung zu stellen und gleichzeitig das Standesbewusstsein sichtbar zu machen (S. 271). Man möchte überspitzt formulieren: Das Kloster Muri hatte viel Geld und wenig Ambition in der Bildung. Auch wenn es beabsichtigte, mit dem Neubau die Klosterschule von zwölf auf vierzig Plätze zu verdreifachen, und dies ab 1820 teilweise auch realisierte, ist Pauli der Meinung, «dass die Bedeutung und Grösse der Schule in der Geschichtsschreibung wohl eher überschätzt wurde» und sich im Vergleich zur wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Klosters bescheiden ausnahm (S. 246). Weshalb das Engagement in Bildung und Wissenschaft so kraftlos war, bezeichnet Pauli als Forschungsdesiderat.

Zur Repräsentationswirkung des Baus stellt er die Frage, ob der vermeintliche (weil nach der Revolution nicht mehr in früherem Mass vorhandene) Reichtum, den das grösste Gebäude im jungen Kanton Aargau suggerierte, «möglicherweise sogar Mitschuld an der Aufhebung des Klosters im Jahr 1841» trug (S. 272). Diese aufhorchen lassende Hypothese, die aus dem mitverfolgten architektursoziologischen Ansatz erwächst, wäre zu überprüfen. Zu weiteren im Schlusskapitel genannten Desideraten ist hinzuzufügen, dass die klösterliche Eigenwirtschaft sicherlich mit Gewinn vertieft untersucht werden könnte. Die Rechnungsbücher jedenfalls, mit denen Pauli arbeitete, seien «erstaunlich ergiebig» (S. 271) und enthielten ergänzende Bemerkungen, die manchmal tagebuchähnlichen Charakter hätten. Es war

nicht Paulis Aufgabe, das alles zu beleuchten, aber da muss noch viel mehr sein, und dessen Erforschung ist ja dank der Stiftung «Geschichte Kloster Muri» nun möglich.

ANDREAS STEIGMEIER, BADEN

Roder, Martina: Ein Benediktinermönch im Dienste seines Ordens. Bernard Kälin's Wirken als Rektor, Abt und Abtprimas, 1941–1962 (Murensia 5). – Zürich: Chronos Verlag 2017. – 72 S., ill.

Die neuste Ausgabe der Schriftenreihe «Murensia» der Stiftung «Geschichte Kloster Muri» ist der Biografie des Muri-Grieser Konventualen Bernard Kälin (1887–1962) gewidmet. Kälin trat 1908 in das Kloster ein. Ab 1913 war er Lehrer und später langjähriger Rektor des Kollegiums in Sarnen und wurde 1945 zum Abt des Klosters Muri-Gries gewählt. Nur zwei Jahre später wurde er überraschend zum Abtprimas des Benediktinerordens berufen.

Die Historikerin Martina Roder hat im Rahmen ihrer Masterarbeit den seit 2016 erschlossenen und als Depositum des Stiftsarchivs Muri-Gries im Staatsarchiv Obwalden lagernden Nachlass des Ordensmannes ausgewertet. Dabei geht sie der Frage nach, wie sich Kälin innerhalb einer von ihm zunehmend als säkularisiert beurteilten Gesellschaft verortete und welches Verhalten er zur Bekämpfung des «modernen Zeitgeistes» seinen Ordensbrüdern und Katholiken empfahl. Neben seinen Auffassungen zur konfessionellen Erziehung arbeitet die Autorin anhand von Kälin's Aufsätzen, Briefen und Predigten heraus, wie er sich in einem antimodernistischen Diskurs bewegte und für die Rekatholisierung der Gesellschaft einsetzte.

Eine Möglichkeit, den Katholizismus wieder attraktiver zu machen, sah Bernard Kälin laut Roder in der protestantisch geprägten Erweckungsbewegung «Moralische Aufrüstung (engl. Moral Re-Armament MRA)». So hielt Kälin 1960 im Schweizer Konferenzzentrum der MRA eine offizielle Rede, worin er die Ideologie der MRA als besonders geeignet für den Kampf gegen die kommunistische Bedrohung beschrieb und damit implizit die katholische Kirche kritisierte. Sein Auftritt führte denn auch umgehend zu einer Ermahnung seitens des Heiligen Offiziums.

Roder gelingt eine schlüssige Einordnung der Biografie Kälin's in das religiöse und gesellschaftliche Klima der (Nach-)Kriegszeit. Es ist zu wünschen, dass weitere Nachlässe aus dem Stiftsarchiv diese sorgfältige Beurteilung erfahren, wodurch neue Aspekte und Bezugspunkte mönchischen Lebens für das 20. Jahrhundert entdeckt werden können.

DANIELA RÖLLI, BERN

Rogger, Franziska: Marthe Gosteli. Wie sie den Schweizerinnen ihre Geschichte rettete. – Bern: Stämpfli Verlag 2017. – 215 S., ill.

Im Jahr 2017 ist Marthe Gosteli in ihrem 100. Lebensjahr verstorben und ihre Gosteli-Stiftung wurde mit dem Kulturpreis der Burgergemeinde Bern ausgezeichnet. Grund genug, eine Biografie über jene Frau zu schreiben, die sich in den Jahren vor

der entscheidenden Abstimmung über das Frauenstimmrecht von 1971 an vorderster Front engagierte, die aber vor allem das «Archiv zur Geschichte der Schweizerischen Frauenbewegung» gründete und dadurch dafür sorgte, dass die Schweizerinnen eine eigenständige Geschichte schreiben können. Dank ihr wurden die Unterlagen und Protokolle zahlreicher Frauenverbände und Nachlässe von Frauenstimmrechtlerinnen vor der Vernichtung gerettet und sind nun für Recherchen zugänglich. Laut der Autorin sträubte sich Marthe Gosteli jedoch gegen eine klassische Biografie, da sie nicht als Einzelperson, sondern als Mitstreiterin in einer Bewegung in Erscheinung treten will. Deshalb hat Franziska Rogger die persönliche Biografie in die Geschichte der Schweizerischen Frauenbewegung oder besser des Frauenstimmrechts eingebettet.

Das Buch folgt in 16 Kapiteln chronologisch den Lebensstationen Gostelis, erläutert dazu aber immer auch die aktuelle Situation der Frauen und ihre Aktionen zur Erlangung des Frauenstimmrechts. So wird Gostelis Herkunft und Jugend als Bauerntochter aus einem gutsituierten, wertkonservativen Haus, ihre Ausbildung und Berufstätigkeit als Sekretärin und später als Mitarbeiterin im Informationsdienst der US-Botschaft beschrieben, gleichzeitig auch die Saffa in Bern, die erste nationale Petition für das Frauenstimmrecht 1929, die Landi 1939 und die Einführung des Frauenhilfsdienstes sowie kantonalbernische und nationale Aktionen zur Erlangung des Frauenstimmrechts thematisiert. Der Schwerpunkt des Buches liegt auf den Jahren 1959 bis 1971, dem Zeitraum der beiden nationalen Abstimmungen über das Frauenstimmrecht. Dem Zeitraum auch, als sich Marthe Gosteli aktiv in der bürgerlichen Frauenbewegung für das Stimmrecht einsetzte: In den 1950er-Jahren in den Frauenstimmrechtsverein Bern eingetreten, übernahm sie 1963–1968 das Präsidium, war Delegierte im Bund Schweizerischer Frauenvereine SBF und im Zentralvorstand des Schweizerischen Verbands für Frauenstimmrecht SVF. Nach gewonnener Abstimmung im Kanton Bern zum Stimmrecht auf Gemeindeebene trat Gosteli von den bernischen Ämtern zurück, um sich auf nationaler Ebene zu engagieren: 1968–1971 Vizepräsidentin des BSF, 1969–1971 Präsidentin der «Arbeitsgemeinschaft der Schweizerischen Frauenverbände für die politischen Rechte der Frau». Diese Dachverbände waren die offiziellen Ansprechpartner der Bundesbehörden und Parteien rund um die nationalen Abstimmungen. Die Autorin schildert ausführlich die Ausgangslage, die Positionen und die Taktik der Frauenverbände, die zu den beiden Abstimmungen 1959 und 1971 führten. Dabei legt Franziska Rogger auch die Spannungen zwischen der bürgerlichen, der linken und der «neuen» Frauenbewegungen über das geeignete Vorgehen und die beste Strategie zur Erlangung der politischen Rechte der Frauen dar. Marthe Gosteli stand zwar beim historischen Sieg 1971 an der Spitze der schweizerischen Frauenbewegung, für sie war jedoch die überparteiliche und kollegiale Zusammenarbeit mit engagierten Frauen in diesen Gremien die schönste Erfahrung gewesen. Folgerichtig strebte sie danach keine politische Karriere in der BGB an, sondern widmete sich der Verwaltung des Familiengutes Altikofen

in Worblaufen und dem Aufbau des «Frauenarchivs». Dieser titelgebenden Rettung von Quellenbeständen der Frauenverbände, der Gründung der Gosteli-Stiftung und der eigenhändigen Führung des «Archivs zur Geschichte der Schweizerischen Frauenbewegung» in ihrem Gutshaus wird mit 12 Seiten am Schluss leider etwas wenig Raum gegeben.

Trotzdem ist die Biografie eine gelungene Verknüpfung von Marthe Gostelis Lebenserinnerungen und dem langen Weg zum schweizerischen Frauenstimmrecht. Dazu konnte sich Franziska Rogger einerseits auf Interviews mit Marthe Gosteli und den Familiennachlass stützen, andererseits auf die Bestände im Gosteli-Archiv und Literatur zur Frauenbewegung. Illustriert ist das Buch denn auch mit persönlichen Fotos Gostelis wie auch Bildern prominenter Frauenrechtlerinnen, Plakaten und Karikaturen zum Frauenstimmrecht. Im Anhang sind als informative Ergänzungen eine Chronologie zu Gostelis Leben und der wichtigen Ereignisse bezüglich des Frauenstimmrechts, ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister angefügt. So kann das Buch nicht nur aus Interesse an der Person Gostelis, sondern auch aus Interesse am Kampf um das Frauenstimmrecht in der Schweiz gelesen werden.

EVELINE ISLER, ZÜRICH

Eggenberger, Peter; Niederhäuser, Peter; Ruckstuhl, Dieter: Von der Burg zum Landsitz: Schloss Heidegg, 1192–1700. – Zürich: Chronos-Verlag 2018. – 224 S., 74 Abb., eine Ausklappkarte.

Die neueren archäologischen (1998) und dendrochronologischen (2013) Untersuchungen im Schloss Heidegg gaben den Anstoss für diesen umfangreichen und grosszügig illustrierten Band. Im Kern werden von Peter Eggenberger die Ergebnisse der Bauforschung von 1995 bis 1998 präsentiert. Vorab fasst Peter Niederhäuser in gewohnt sicherer Manier die relativ wenigen Kenntnisse zu den Herren von Heidegg im 13. bis 15. Jahrhundert zusammen. Die Heidegger erscheinen um 1200 erstmals in den Quellen, die Burg selbst ist relativ spät, erst 1349, erwähnt. Die Bauforschung hat nun gezeigt, dass sie auf die frühere Zeit um 1200 zurückgeht. Die Heidegger zeigen die für die damalige Zeit typischen Beziehungen zu Klöstern und zum landesherrlich dominierenden Adel (Kyburg, Habsburg). Zu ihrer Herrschaft und ihren Ressourcen ist aber wenig fassbar. Sie gehörten nicht zu den Spitzenleuten der neuen habsburgischen Verwaltung im 14. Jahrhundert. Ihre Herrschaft scheint durch Familienteilungen aufgesplittert gewesen zu sein. Und im beginnenden 15. Jahrhundert wird der Einfluss von Luzern bedeutend. Burg und Herrschaft gehen vorerst an die verwandte Familie Büsinger über und werden dann 1483 an das Luzerner Ratsgeschlecht der Hasfurter veräussert. Die Heidegger hatten sich zwar aus dem Seetal verabschiedet, als Familie existierten sie aber weiter, unter anderem im Raum Aarau als Herren von Kienberg.

Der grosse mittlere Teil des Buches fasst die Auswertung der umfangreichen

Bauforschungen zusammen und setzt sie in den historiografischen Kontext, erzählt insbesondere den Wandel der Burg zum frühneuzeitlichen Schloss. Ergänzt werden diese Ausführungen durch Exkurse zu verschiedenen Themen: zur Besitzesgeschichte, zu den bildlichen Darstellungen, zu Vergleichsbauten in der Zentralschweiz, zum Ertrag der Herrschaft usw. Zentral ist der grosse Umbau Ende des 17. Jahrhunderts durch Johann Heinrich Pfyffer vor dem Übergang an Luzern 1700. Ein umfangreicher Anhang mit genealogischen Übersichten, Planbeilagen und Registern rundet den gelungenen Band ab, der eine weitere Lücke in der Adelsgeschichte des Mittellands schliesst.

BRUNO MEIER, BADEN

Hesse, Christian; Schmid, Regula; Gerber, Roland (Hg.): Eroberung und Inbesitznahme: die Eroberung des Aargaus 1415 im europäischen Vergleich. Conquest and occupation: the 1415 seizure of the Aargau in european perspective. – Ostfildern: Thorbecke 2017. – 311 S., ill.

Niederhäuser, Peter (Hg.): Krise, Krieg und Koexistenz: 1415 und die Folgen für Habsburg und die Eidgenossenschaft. – Baden: Hier und Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte 2018. – 247 S., ill.

Pünktlich zum 600. Jubiläum der Eroberung des Aargaus rollten 2015 zwei Veranstaltungen die Ereignisse neu auf, die zur Integration weiter Teile des heutigen Aargaus unter die Herrschaften eidgenössischer Städte führten. Resultate des wissenschaftlichen Austausches sind zwei Publikationen, die aus unterschiedlichen Perspektiven die Eroberung reflektieren und das Wissen zu den Ereignissen und Akteuren neu versammeln. Im Rahmen einer Tagung an der Universität Bern und dem daraus entstandenen Sammelband unter dem Titel «Eroberung und Inbesitznahme» wurde der Versuch unternommen, die Herrschaftsübernahme des Aargaus in den Kontext gleichzeitiger europäischer Herrschaftswechsel zu stellen und insbesondere die zeitlich parallelen Ereignisse in Nordfrankreich und Oberitalien auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede abzuklopfen. Ausgang in der Regionalgeschichte und in der Folge einer Tagung in Frauenfeld nahm die Publikation «Krise, Krieg und Koexistenz». Die Vorgehensweise dieses Bandes ist weniger vergleichend und mehr auf die Beschäftigung mit zwei Bezugspunkten ausgerichtet: Einerseits wird auf Herzog Friedrich IV., einen Habsburger mit besonders schlechtem Ruf in der eidgenössischen Historiographie, andererseits auf das Jahr 1415 und die Folgen für die Region, aber auch die Konsequenzen für die entstehende Eidgenossenschaft fokussiert.

Der neue Blick auf Friedrich IV. (Niederhäuser, Pfeifer und Katzler) zeigt einen Herrscher, der über gewaltige Ländereien zu gebieten hatte und nicht nur eine Vielzahl von Gegnern im Zaum zu halten versuchte, sondern auch die eigenen Eliten und Bürger ständig zufriedenstellen musste. Neutral betrachtet reagierte der Herrscher umsichtig und agil auf Ereignisse und Gegebenheiten und übergab seinen Nachfahren einen gesicherten und vor allem prosperierenden Herrschaftskomplex. Zwar

nicht seiner Linie, jedoch dem Haus Habsburg verhalf nicht zuletzt die Herrschaft zur Reichskrone. Dass dabei der Aargau verlustig ging, ist aus der Warte mehr ein Nebenstrang und zu Lebzeiten Friedrichs IV. alles andere als mit Sicherheit auf Dauer.

Kritischer ist der Versuch des Berner Bandes zu sehen, 1415 im Aargau in Dialog mit Ereignissen in Italien (Expansion von Venedig und Genua, aber auch den eidgenössischen Orten) und Frankreich (englische Eroberungen) zu stellen. Während es teilweise gelingt, Formen der Herrschaftsausübung geografisch übergreifend festzumachen, sind Expansions- und Legitimationsstrategien schwer vergleichbar. Entsprechend wird zwar im Resümee durch Scott auf die Gemeinsamkeiten hingewiesen, die Beiträge bleiben jedoch mehrheitlich unverbunden. Gleichzeitig zeigen die Ansätze und thematischen Richtungen, wie komplex sich die politische und soziale Situation um 1415 darstellt und mit welchen unterschiedlichen Deutungsmustern die Ereignisse ein Nachleben fanden (und finden).

Die Beiträge beider Bände ergänzen sich hervorragend: Während der Berner Band die Vogelperspektive einnimmt, konzentriert der Ostschweizer den Blick neben Friedrich IV. auf einzelne Herrschaften (unter anderem Thurgau, Vorarlberg, Schaffhausen, Rapperswil). Es wäre darum zu wünschen, dass die beiden Sammelbände noch stärker aufeinander Bezug nehmen und die unterschiedlichen Perspektiven verdeutlichen würden. Vom europäischen Vogelflug zur Froschperspektive der Lokalgeschichte stehen viele Beiträge nämlich in Dialog und bestärken die gewonnenen Einsichten. Das zeigt sich besonders schön am Beitrag von Niederhäuser zu Lenzburg, der die durch Studer Immenhauser gemachten Beobachtungen zur langwierigen Übernahme der Herrschaft durch Bern nicht nur bestätigt, sondern anhand detaillierter Beschreibungen der Herrschaftsausübung konkretisiert. Nebenbei werden so auch die Ausführungen von Meier (im Berner Band) zu den Vorgängen nach 1415 und unterschiedlichen Spielräumen von Akteuren vertieft.

Die Rolle der Geschichte als Argument bildet die zweite herausragende Stärke der Sammelbände. Gamper und Schmid betrachten die Ereignisse von 1415 mit der Brille späterer Protagonisten, insbesondere von Chronisten, die vor unterschiedlichen Hintergründen andere Deutungen der Ereignisse vermitteln. Für die eidgenössische Historiographie zentral ist sicherlich der Unterschied zwischen der Berner Interpretation im Vergleich zu den anderen eidgenössischen Orten. Wobei weniger bei den Chronisten der Grund dafür liegt, sondern bei den unterschiedlichen notwendigen Legitimationen für den Feldzug; so betont die Berner Seite die Rechtmäßigkeit, während etwa in Luzern das gesamteidgenössische Vorgehen zentral gesetzt wird. Zusammen mit den Beiträgen von Sieber-Lehmann und Meier (zur Tagsatzung im Aargauer Band) wird die Situation zum Ende des 15. Jahrhunderts plastisch, die letztlich zur Verfestigung der Eidgenossenschaft führte. Es war entsprechend die Einnahme des Aargaus und die darauffolgende Sicherung der Eroberung, die das Bündnissystem zum ständigen Austausch untereinander zwang und zu einer langfristigen Einheit verflocht.

Zusammen bilden die beiden Bände eine neue, breite und gut abgestützte Grundlage der Beschäftigung mit dem Herrschaftswechsel, der – so eine zentrale Erkenntnis aus beiden Bänden – weniger als Eroberung und mehr als Annexion oder gar «Anschluss» (Scott) zu verstehen ist. Inhalte und Resultate beider Werke überschneiden sich nicht nur aufgrund der Personalunion der zwei Autoren Meier und Niederhäuser (auch als Herausgeber), sondern auch mit Blick auf die Einschätzung zentraler Ereignisse, insbesondere der Vorgänge am Konzil von Konstanz von 1415, der Flucht Papst Johannes XXII. und der Bannung Friedrichs IV., die zwar Auslöser zum Kriegszug wurde, jedoch auch nach Unterwerfung des Herzogs durch die eidgenössischen Truppen nicht endeten. Die Städte Zürich, Luzern und Bern führten den Feldzug konsequent zu einem für sie stimmigen Abschluss.

Die Beiträge bilden ein Resümee der Forschungen der vergangenen zwei Jahrzehnte und zeugen von einem neuen Interesse an der habsburgischen Herrschaft im Raum der Schweiz, das über einfache Freund-Feind-Bilder hinausgeht. Die Kohärenz und die gegenseitigen Ergänzungen würden eine Publikation im Internet sinnvoll machen. Beide Bände sind jedoch schöne Bücher geworden, die dank teils farbigen Illustrationen und übersichtlichem Satz die Lektüre einem weiten Publikum schmackhaft machen.

TOBIAS HODEL, ZÜRICH

Meier, Bruno; Rothenbühler, Verena. Geschichten aus dem Alltag. Schlieren 1750–1914. – Baden: Hier und Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte 2017. – 239 S., ill.

Den Anlass zu diesem Buch gab kein Jubiläum, keine Einweihung eines Grossprojekts, auch keine Festschrift für eine angesehene Schlieremerin, einen aufrechten Schlieremer. Das Verdienst steht Ursula Fortuna zu. Ich zitiere den Anfang des Vorworts von Beat Gnädinger, Staatsarchivar des Kantons Zürich, und Andrea Voellmin, Leiterin Bibliothek und Archiv Aargau: «Im Jahr 2011 verstarb die Schlieremer Historikerin Ursula Fortuna. Sie vermachte dem Staatsarchiv Zürich testamentarisch ihren wissenschaftlichen Nachlass und ein Legat «für historische Forschungen zur Geschichte der Gemeinde Schlieren durch kompetente Historiker».» Abklärungen ergaben eine Forschungslücke «zur speziellen Situation des Dorfs zwischen der Grafschaft Baden, dem Kloster Wettingen und dem Stadtstaat Zürich im 18. Jahrhundert. Wenig aufgearbeitet ist auch die Geschichte Schlierens im 19. Jahrhundert: (...) Diese Zeit des Wandels, vom vormodernen Dorf an der Limmat zum Industrieort in einer der sich am stärksten entwickelnden Gegenden der Schweiz, wollten wir genauer untersuchen lassen.»

Seit Mitte 2017 ist das Buch nun greifbar. Die Autorin und der Autor bieten über ein sehr langes 19. Jahrhundert eine Fülle an Geschichten aus dem Alltag – so der Haupttitel – und sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Stoffen. Die politische Entwicklung der in einigen Spannungsfeldern stehenden Gemeinde wird immer geschickt in den mehrthematischen Zopf eingeflochten. Den sieben Kapiteln vor- und

nachgestellt sind ein Prolog und ein Epilog: ein Besuch in Schlieren im Jahr 1794 respektive ein Rundgang durch Schlieren im Jahr 1910. Quasi ein lockerer Einstieg zu Beginn und zum Abschluss eine Aufforderung, sich die Geschichte des 20. Jahrhunderts durch weitere Spaziergänge anzueignen.

Joe Rohrer hat zwei Schaubilder aus der Vogelperspektive, Stand 1800 und 1910, geschaffen. Sie wurden für das kartonierte Cover verwendet und im Buchinnern je über eine Doppelseite abgedruckt. Sie veranschaulichen eindrücklich, trotz der grossen Veränderungen in diesem Zeitraum, die schwache Bautätigkeit im Vergleich mit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Diesen Befund vermitteln auch viele der Fotos (teilweise vor 1890!). Rund 80 Fotos und Karten spiegeln den Text vielfältig. Einige – etwa die Karte von Johann Adam Riedinger aus dem Jahre 1717 – wünschte man sich gerne etwas grösser.

Das Buch ist reich an faszinierenden Geschichten und wichtigen Einsichten. Es kann hier nicht Aufgabe dieses Hinweises sein, wenige herauszugreifen. Mit Zitaten aus älteren Quellen und der dichten Verflechtung der Themen sind einige Abschnitte anspruchsvoller zu lesen, andere mit spannenden Schicksalen lesen sich wie Krimis. Die hohe Kunst, verschiedene Perspektiven und Ansätze zu verbinden, ist so gut gelungen, dass das Buch zum Vorbild für ähnliche Projekte wird.

DIETER KUHN, WOHLLEN

Tanner, Rolf. Ein Leben für Ruanda: Margrit Fuchs – eine Biographie. – Hier und Jetzt, Baden 2017. – 334 S., 63 Fotos, 2 Karten

«Margrit Fuchs war eine bescheidene Person.» So beginnt der Autor Rolf Tanner das Vorwort. Und fährt fort: «Um ihre Person machte sie kein Aufheben, und es ging ihr bei dem, was sie [in Ruanda, dk] machte, immer um die Sache. Diese Sache war die Hilfe für die Armen, die Bedürftigen, die Kinder. Insofern ist es vorstellbar, dass ihr eine Biografie über sie peinlich gewesen wäre.» Trotzdem ist Rolf Tanner ans Werk gegangen, hat über 60 Gespräche und Interviews geführt, Archive, private Quellen und Korrespondenz durchforstet und das Buch in zweieinhalbjähriger Arbeit fertiggestellt. So ist er «zum Schluss gekommen, dass es viele gute Gründe gibt, das Leben von Margrit Fuchs in einer Biografie zu erzählen». Wie recht hat er.

Nun sind wir mitten im Lebenswerk von Margrit Fuchs. Doch vorerst die Eckpunkte ihres Lebens: Sie wurde 1917 im aargauischen Windisch geboren. Bis zu ihrem 53. Lebensjahr arbeitete sie als kaufmännische Angestellte. 1970 ging sie erstmals nach Ruanda. Dort arbeitete sie als Ökonomin eines Bischofs. 1987 gründete sie mit Hilfe eines ruandischen Geistlichen das «Bureau social de Gitarama», dessen Kopf und Herz Margrit Fuchs bis zu ihrem Tod durch einen Autounfall in Ruanda 2007 war. (Das Schweizer Hilfswerk Margrit Fuchs Ruanda – das kurz vor ihrem Tod gegründet wurde – führt ihr Werk weiter.)

Margrit Fuchs war dem Autor Rolf Tanner Pate. So stellte sich ihm die Frage, wie er «diese Biografie schreiben sollte: als subjektiv gehaltenes, von Sympathie ge-

prägtes Lebensbild oder als distanziert-objektives wissenschaftliches Werk ...» Die Qualität des Buches ist, dass ihm der angepeilte Mittelweg so gut gelungen ist. Mit Akribie schildert er etwa den Weg von Margrit Fuchs nach dem Tod der Mutter, die sie über zwei Jahre gepflegt hatte, zur Bewerbung für eine Tätigkeit in Ruanda. Dabei und natürlich auch bei ihrer Arbeit in Ruanda spielte die Zugehörigkeit zum katholischen Milieu eine zentrale Rolle. Ihrer Eigenständigkeit ist es dann zu verdanken, dass sie sich entschloss, ein «eigenes» Hilfswerk zu gründen. Später kam ihr auch ein Journalist der «Aargauer Zeitung» zu Hilfe, der vor Weihnachten 2000 eine Spendenaktion initiierte. Margrit Fuchs hat mit der Hilfe vieler sehr viel erreicht und wurde beispielsweise 2005 auch von Bundesrätin Micheline Calmy-Rey im Bundeshaus empfangen.

Rolf Tanner bleibt aber nicht bei der präzisen wie warmen Schilderung des Lebens von Margrit Fuchs stehen. In acht sachlich formulierten Abschnitten schildert er den Kontext ihres Lebens. Besonders zwei stechen in ihrer Klarheit hervor: «Bürgerkrieg und Völkermord» und «Die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit in Ruanda».

Hie und da habe ich mich gefragt, ob Tanner nicht da und dort ein Zuviel an Details erwähnt. Und prompt, Seiten weiter, fügt der Autor just dieses Detail zu einem ganzen Bild. Rolf Tanner hat eine facettenreiche Frauenbiografie aus dem katholischen Milieu geschaffen und hat dabei auch der christlich motivierten Entwicklungshilfe ein kritisches Porträt gewidmet.

DIETER KUHN, WOHLLEN